

Renate Ausserbrunner:

Über Selbsthilfe Betroffener und Angehöriger zu mehr Einflussnahme

Ich bedanke mich für die Organisation dieser Tagung, die eingebrachten Themen und für die Einladung.

Was ist mir in diesem Zusammenhang „Über Selbsthilfe Betroffener und Angehöriger zu mehr Einflussnahme“ wichtig zu sagen:

Meine Erfahrung als Angehörige:

Ich habe eine langjährige Erfahrung als Angehörige aus meiner Herkunftsfamilie und in meiner jetzigen Familie.

Mein Vater erkrankte als junger Mann in den 50iger Jahren, in der Folge kam es zu Zwangsmaßnahmen stationären Aufenthalten in Pergine, Innsbruck, Hall.

Mein Vater heiratete, bekam mit meiner Mutter 2 Töchter und wechselte aufgrund seiner Erkrankung 20 Mal Arbeitsstelle. Sein Leben war geprägt von der Anstrengung dazugehören, nicht aufzufallen, nach außen hin das Bild einer normalen Familie abzugeben, die psychische Erkrankung war ein Tabu, über das nicht gesprochen wurde, die Angst vor dem Stigma, als Mensch zweiter Klasse angesehen zu werden, groß.

Ich merkte als Kind aber trotzdem, dass etwas nicht stimmte, etwas bei uns anders war als in anderen Familien und ich begann heimlich meine Nachforschungen, was für ein Arzt das war, dessen Name öfters am Mittagstisch fiel, was für Medikamente, die im Küchenschrank verwahrt waren..., was die langen Abwesenheiten in welchen Kliniken zu bedeuten hatten... Heute bewundere ich meine Eltern für diese Leistung, es gemeinsam geschafft, bewältigt zu haben und es tut mir Leid, dass sie so alleine waren in ihrem Kampf.

Gleichzeitig war dieses normale Leben das, worauf mein Vater stolz war und das es ihm ermöglichte, seine Würde zu bewahren in der damals sehr paternalistischen Psychiatrielandschaft.

Soviel zunächst zu meinem privaten Erfahrungshintergrund von Kindheit an.

Mein Weg in die Selbsthilfegruppe:

Es brauchte lange, sehr lange, bis ich mich 2010 zur Teilnahme an einer Selbsthilfegruppe entschloss und ein knappes Jahr danach überzeugen ließ, gemeinsam mit einer Kollegin eine eigene Selbsthilfegruppe für Eltern von jungen Erwachsenen mit psychischen Problemen zu gründen.

Der gleichberechtigte Erfahrungs- und Informationsaustausch in einer Selbsthilfegruppe, die gegenseitige Unterstützung, dieses miteinander und voneinander Lernen haben mir Mut und Kraft, Selbstvertrauen und Selbstverständnis gegeben, es war für mich ein wichtiger emanzipatorischer Prozess und ein Prozess von Empowerment, von Befähigung und Ermutigung. Der Austausch untereinander, das Erzählen unserer Lebensgeschichten, das Mitteilen vieler ähnlicher und unterschiedlicher Erfahrungen, das Anknüpfen können an den Geschichten der anderen, sich zurückerinnern, wieder diese Gefühle von Hilflosigkeit und Ohnmacht spüren, diese Gefühle von Ärger, Wut, Trauer, Angst, diese Fragen nach dem Warum, nach Schuld und Ursachen, nach dem Sinn des Ganzen zu stellen, das gemeinsame Ringen um mehr Verständnis von psychischer Erkrankung ist für mich nach wie vor sehr sehr wertvoll.

In diesem „hierarchiefreien“ Rahmen unter Gleichen ist es möglich, den eigenen Gefühlen freien Lauf zu lassen, zu hören wie es den anderen geht, einander Mut zu machen, sich gegenseitig zu unterstützen und zu sehen, in wie vielen Fällen es doch aufwärts geht, mitzukriegen, welche Möglichkeiten sich auftun, über welche Kräfte und Ressourcen die Menschen mit psychischer Erkrankung verfügen. Dem eigenen Erleben Raum geben, Fragen nachgehen, auf die es oft auch keine Antworten gibt, lernen, Verantwortung zu übernehmen für das eigene Leben, die eigene Rolle, Verantwortung abgeben für das eigene Erleben der Angehörigen, sie ernst nehmen, an sie glauben, das ermöglicht ihnen und uns zu mehr Autonomie und Unabhängigkeit zu gelangen.

Diese Erfahrung war für mich wesentlich und hat mich darin bestärkt, mich auch vermehrt öffentlich für die Rechte psychisch kranker Menschen und ihrer Angehörigen einzusetzen.

Was bedeutet mehr Einflussnahme für mich:

Viele von Ihnen kennen wahrscheinlich den Klassiker „Irren ist menschlich“ von Klaus Dörner, Ursula Plog, Christine Teller und Frank Wendt.

Was ich spannend finde, ist, dass die Autoren in ihrem Vorwort auf die verschiedenen Phasen der Umarbeitung des Buches von 1978 bis 2002 Stellung nehmen und anhand dieser kurzen Zeitleiste Bezug nehmen auf gesellschaftliche, politische und sozialhistorische Zusammenhänge, weil Psychiatrie sich innerhalb dieser Rahmenbedingungen abspielt und diese Realitäten immer spiegelt.

1978:

Geprägt von der 68-iger Bewegung wurde der Versuch unternommen, die Psychiatrie in einer Lehre vom Menschen, also anthropologisch zu begründen. Die Aufmerksamkeit wurde vor allem nach innen gelenkt, auf die bisher praktisch wie wissenschaftlich vernachlässigte **SUBJEKTIVITÄT** des Menschen.

1984:

Denkanstöße aus der ökologischen Bewegung im weitesten Sinne kommen dazu. Die Aufmerksamkeit richtet sich auch nach außen, der Mensch wird in seinen Lebenszusammenhängen, in seinen Beziehungszusammenhängen gesehen, Systeme, Kontexte, Biographie werden wichtig. So entsteht das Bild der „**Landschaften**“.

1996:

Bedeutsam wurde das Entstehen von Selbsthilfebewegungen, in den 80iger Jahren waren es die Angehörigen, in den 90 iger Jahren die Betroffenen selbst, die sich immer mehr in SHG zusammenschlossen. Ein **TRIALOG** wird denkbar.

2002:

Nach der Auseinandersetzung mit der Nazi-Psychiatrie und dem Feststellen einer neuen, beunruhigenden und gefährlichen Bewegung, die es wieder erlaubt, von „lebensunwertem“ Leben zu reden und mit einer Nützlichkeitsphilosophie das Lebensrecht von Menschen mit Behinderung und anderen Gruppen sozial schwacher Menschen in Frage stellt, war es den AutorInnen wichtig, ihren Ansatz kritisch zu überprüfen und nach **radikalen Grundsatzpositionen (dem Anderen sein Recht auf sein radikales Anders-Sein zu lassen und ihn nicht zu vereinnahmen) zu suchen. Es besteht in gewisser Weise wieder die Gefahr einer Re-Institutionalisierung der Psychiatrie.**

Neben den Impulsen aus der dialogischen Selbsthilfebewegung der Psychiatrie-Erfahrenen und Angehörigen sowie dem individualistischen Gerechtigkeitsmodell, wurden den AutorInnen das soziale Sorge-Modell (care) in der ethisch-moralischen Orientierung immer

wichtiger. Stark beeinflusst wurden sie von dem Philosophen **Emmanuel Levinas, für den meine Freiheit in meiner Verantwortung für die Freiheit des Anderen gründet und philosophisch theoretisches Erkennen sich vom praktischen Tun der Menschen ableitet.**

Und damit wäre ich jetzt beim letzten Punkt meines Beitrages, der Geschichte mit der Beteiligung, der Frage nach der gesellschaftlichen Inklusion.

Seit 2014 bin ich Vize-Präsidentin des Verbandes Angehöriger und Freunde psychisch kranker Menschen und es ist uns ein großes Anliegen, uns für mehr Beteiligung von Menschen mit einer psychischen Erkrankung und ihrer Angehörigen einzusetzen, wir hatten dazu im Frühling eine Tagung „Seelisch gesunden – ich werde aktiv“ organisiert, wo wir verschiedene Projekte und Initiativen von psychiatrienerfahrenen Menschen aus Italien, Deutschland und Österreich vorgestellt haben, die ihren Weg aus der Erkrankung oder einen Umgang damit gefunden haben, der sie das Leben wieder aktiv, selbstbestimmt und sinnerfüllt leben und gestalten lässt und die z.B. als GenesungsbegleiterInnen durch ihre eigenen Erfahrungen für andere eine wichtige Unterstützung, Ermutigung und Kraftquelle sind. Wir starten jetzt im November mit trialogischen Treffen in Meran und wir organisieren am 11. Dezember einen Workshop zum Thema der EX-IN-GenesungsbegleiterInnen und wir wünschen uns sehr, dass es uns gelingt, mit vereinten Kräften aller Verantwortlichen und Zuständigen gemeinsam eine solche Ausbildung auch in Südtirol anzubieten und damit einen wichtigen weiteren Schritt hin zu mehr Beteiligung zu verwirklichen.

Nur gemeinsam kann der Weg zu Gesundheit, zu voller gesellschaftlicher Inklusion gelingen!

Ich war letzten Samstag in Bologna zu einer erweiterten Vorstandssitzung von UNASAM, dem nationalen Dachverband aller Organisationen, die sich für die psychische Gesundheit einsetzen. Anlass dieses Treffens waren zwei Todesfälle im heurigen Frühjahr und Sommer, zu denen es in der Folge von Zwangseinweisungen gekommen war.

Die Präsidentin von UNASAM zeichnet ein düsteres Zustandsbild der psychiatrischen Realität.

Ökonomisierungszwänge (Zentren für psychische Gesundheit verschwinden, werden zusammengelegt), reduktionistisch-deterministische, biologische Krankheitskonzepte, vor allem pharmakologische Therapien, Zwangsmaßnahmen, die nach wie vor angewandt werden, stehen einer selbstbestimmungsorientierten demokratischen Psychiatrie diametral gegenüber.

Es geht um grundlegende Menschenrechte, für die es gilt, sich einzusetzen.

Wie es um die Situation in Südtirol bestellt ist, wie es weitergeht, wird in erster Linie von uns allen abhängen und damit möchte ich schließen:

Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind großzuziehen, es braucht die ganze Gesellschaft, um Demokratie und gesellschaftliche Inklusion zu ermöglichen, dazu braucht es Zusammenarbeit auf Augenhöhe zwischen Politik, den Gesundheits- und Sozialdiensten, die Einbeziehung und Mitgestaltung von psychiatrienerfahrenen Menschen und ihren Angehörigen, private Initiativen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!